

**Zeitschrift:** Gehörlosen-Zeitung für die deutschsprachige Schweiz  
**Herausgeber:** Schweizerischer Verband für das Gehörlosenwesen  
**Band:** 72 (1978)  
**Heft:** 23

**Artikel:** Ein verzweifelter Hilferuf  
**Autor:** Gaudenz, D.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-925001>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 01.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Ein verzweifelter Hilferuf

Der Zusammenbruch Deutschlands stand offensichtlich bevor. Dafür hatten sogar wir Hinweise genug bekommen. Schon die Flucht Mussolinis und seine Ermordung, aber auch der Zustrom vieler Flüchtlinge in die Schweiz und die Befreiung der Insassen der Konzentrationslager durch die Alliierten bewiesen deutlich, dass die alles beherrschende nationalsozialistische Staatsmacht am Zusammenstürzen war. Es krachte in allen Fugen. Nichtsdestoweniger glaubten Hitler und seine Trabanten noch immer an einen möglichen Sieg oder taten wenigstens dergleichen. Mit Staunen lasen wir eines Tages in der Zeitung den Aufruf der Nationalsozialisten an das deutsche Volk zur Bildung der «Werwolf-Organisation», einer unterirdischen Partisanenbewegung, die das ganze Volk umfassen sollte, Männer, Frauen, Jugendliche, Greise und sogar Kinder. Es seien nur einige Zeilen aus diesem Aufruf zitiert: «... es soll keine Rücksicht mehr genommen werden auf eine veraltete, bürgerliche Kampfführung. Hass ist unser Gebet, Rache unser Feldgeschrei. Es mag dem Feind gelingen, Deutschland zu besetzen, aber unsere Antwort darauf ist das Geheul der Werwölfe» usw. Auch in Tirol draussen war, als der Zusammenbruch der Achsenmächte offensichtlich geworden war, ein grosses Durcheinander entstanden.

Wir waren in Scuol durch den anhaltenden Flüchtlingsstrom mit Arbeit überhäuft. Eines Tages meldete sich ein Mann am Telefon, der seinen Namen nicht angeben wollte. Er schien ganz ausser sich und in grosser Verzweiflung zu sein und redete französisch, aber sehr schlecht: «Venez tout de suite, aussi vite que possible, cher docteur, je vous prie, ma femme est gravement blessée, j'ai peur pour sa vie.» — «Warum reden Sie französisch, wenn Sie es doch nicht können, das gefällt mir nicht! Ich kann nicht kommen», sagte ich ihm. Nun begann er deutsch, und zwar wienerisch, zu sprechen. Er habe gedacht, dass ich nicht kommen werde, wenn er deutsch spreche, erklärte er mir. Er befinde sich mit seiner Familie in Spiss in Oesterreich und sei ins Samnaun hinuntergestiegen, um mir anzuläuten, mich um Hilfe zu rufen. Er befinde sich nämlich auf der Flucht und habe versucht, an einen abgelegenen Ort hinzugelangen, möglichst hoch oben in den Bergen. Auf dem für Autos nicht geeigneten Weg nach Spiss sei er offensichtlich zu weit hinausgefahren, so dass der Wagen umgekippt und die Halde hinuntergeglitten sei. Zum Glück seien die Kinder und er selbst unverletzt geblieben, um so schlimmer aber stehe es mit seiner Frau. Sie habe, besonders beim Atmen, furchtbare Schmerzen und sei völlig unbeweglich. Man dürfe sie kaum anrühren. Er sei ratlos, das Unglück sei gar nicht auszu-denken, wenn die Kinder ihre Mutter verlieren sollten. «Rufen Sie doch den Arzt von Pfunds oder Nauders oder sonst einen Arzt in Oesterreich, meinestwegen einen Militärarzt», sagte ich. «Dass ich komme, ist völlig ausgeschlossen. Ich darf nicht in Oesterreich praktizieren. Man lässt mich gar nicht hinein.»

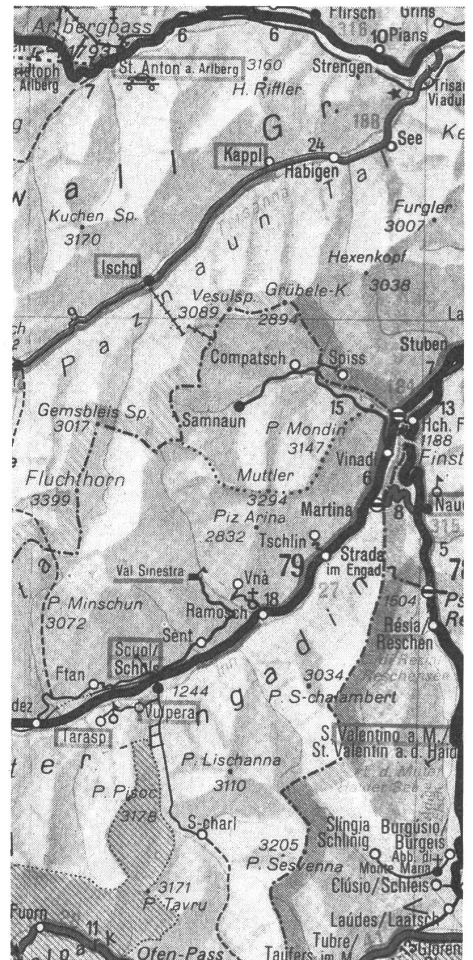
Nun begann eine neue Jeremiade, er habe schon gestern und seit Tangesanbruch versucht, einen Arzt zu finden, aber erfolglos. Der Arzt in Pfunds sei zu alt, und sonst sei überhaupt keiner aufzufinden. Ich sei doch der Arzt von Samnaun. Von der Spissermühle weg sei es gar nicht so weit, ich hätte an der Grenze bestimmt keine Schwierigkeiten. Der Grenzposten sei aufgehoben.

Ich sagte ihm aber kurz und bündig, ich könne nicht kommen, und hängte auf. Da ich auf der schwarzen Liste der SS als Feind Nr. 1 figuriert haben soll, empfand ich selbstverständlich keine besondere Lust, mich in die Höhle des Löwen zu begeben, dies um so weniger, als man in der Schweiz hatte flüstern hören, dass einige Feinde des Regimes unter allen möglichen Vorwänden aus der Schweiz nach Deutschland gelockt, dort verhaftet worden oder auf Nimmerwiedersehen verschwunden seien.

Aber der gute Mann liess sich nicht so schnell entmutigen. Er hörte nicht auf, mir anzuläuten und mich zu bitten und mich zu beschwören, ihm doch in seiner grossen Not beizustehen. Allmählich wurde ich weich. Die Macht der Nazi und auch der SS ist wohl erloschen und ist kaum noch zu fürchten, dachte ich mir. Wer könnte wohl noch Interesse daran haben, wegen eines Arztes Komplikationen mit der Schweiz heraufzubeschwören? Immerhin: der Werwolf-Aufruf!

Ich begann mir Gedanken zu machen, ob die Verweigerung meiner ärztlichen Hilfe in einem solchen Notfall sich mit unserer Berufsethik vereinbaren lasse. Nach seinem fünften Telefonanruf — es war allerdings unterdessen spät geworden — beschloss ich, nachzugeben und hinzufahren. Meine Frau geriet ausser Rand und Band, als sie dies erfuhr und wollte mich unter gar keinen Umständen über die Grenze fahren lassen. Sie wusste aber, dass ihr Widerstand aussichtslos war und dass ich, wenn ich es versprochen hatte, fahren würde und wenn es «Schuhnägel regnen» würde. Allein lasse sie mich unter keinen Umständen fahren, erklärte sie. Dann komme sie einfach mit. Wir machten uns also gemeinsam auf den Weg.

Bis zur Spissermühle fuhren wir mit dem Auto und parkierten es gut versteckt auf Schweizerseite. Die Zollhäuser auf der anderen Seite des Tschêrabaches, also auf der österreichischen Seite, schienen tatsächlich verlassen worden zu sein. Die Fensterläden waren zu, und weit und breit herum war kein Mensch zu erblicken. Kaum hatten wir uns aber den Häusern genähert, als uns ein lautes Knallen, dem Knallen von Maschinengewehrsalven ähnlich, nicht wenig erschreckte. Wie angewurzelt blieben wir stehen und lauschten. «Warte hier», sagte ich zu meiner Frau, «ich schleiche mich vorsichtig hinter diese Häuser und schaue nach, was hier los ist.» Was war denn los? Ein, wie mir schien, wahrscheinlich ver-rückt gewordener, zerlumpter und merkwürdig aussehender junger Mann rannte wie besessen an einem Steckenzaun hin und her, wobei er mit einem Besenstiel diesen den Maschinengewehrsalven ähnlichen Lärm hervorrief. Es muss dort ein Echo gegeben haben; denn der knatternde Ton widerhallte von den gegenüberliegenden Felsen her. Ich fragte den Mann, ob ich da auf dem richtigen Weg nach Spiss sei. Er wandte sich um, und nun erkannte ich sofort, dass wir es mit einem Vollidioten zu tun hatten. Er lachte vernügt, liess einige unartikulierte Töne hören und begann wieder mit seinem Spiel, wohl in der Meinung, auch mir Vernügen zu bereiten. — Die Angst ist ein armseliger Begleiter auf Unternehmungen wie der unsrigen. Die aus Angst erregte Phantasie sieht Gespenster, wo keine sind.



Dann setzten wir unsern Weg fort. Es geht dort steil hinauf. Später ist eine schöne Autostrasse gebaut worden, damals war es nur ein Feldweg. Kaum eine halbe Stunde nach dem ersten Schrecken liess uns ein zweiter fast erzittern. Wir erblickten weiter oben auf der Halde einen uniformierten, bewaffneten Mann, der in wilden Sprüngen die Halde heruntergerannt kam, und zwar auf uns zu. O je — o je! — was hat das wohl zu bedeuten? Wir hatten eben noch Zeit, uns zu fassen, und schon stand er neben uns und fuhr uns in schroffem militärischem Ton an: «Wohin des Weges? Ausweise bitte!» Ich sagte mit einem leichten Lächeln: «Kennnen Sie mich nicht? Ich bin doch hier Landarzt und muss oben in Spiss einen Krankenbesuch machen.» Dass ich Schweizer sei, sagte ich nicht, und gab mich ganz natürlich, als müsste das doch jeder wissen. «Ja so» sagte der Soldat, «geht in Ordnung!» Und mit diesen Worten rannte er weiter die Halde hinunter. Meiner Frau genügte die bis jetzt so grossen Aengste. Sie wollte unbedingt umkehren. «Wer weiss, was uns noch alles bevorsteht», meinte sie. «Deine Patienten sind in der Schweiz, was hast du denn im Ausland noch verloren? Du suchst direkt die Komplikationen.» — «Vielleicht können wir einer armen Person helfen, vielleicht eine Mutter retten. Du brauchst keine Angst zu haben, ich habe meine Pistole mit 12 Schuss; im Notfall weiss ich mich schon zu wehren», versuchte ich sie zu beschwichtigen. Sie hielt mich für einen ausgezeichneten Pistolenschützen, weil ich im Winter die dicken Eiszapfen am Dachkanel mit einem einzigen Schuss herunterschoss. Ich war selbstverständlich unbewaffnet.

(Fortsetzung folgt)